Feuilleton.

Wildes Leben

Amerikanischer Roman von
Sylvanus Cobb.

(Fortsetzung.)

Thornton gab Karten und als er einem Jeden die gehörige Anzahl Kartenblätter zugeworfen hatte, lag die Coeur-Drei zu unterst. Er legte seine Damen und den Mittelfinger geschickt auf die beiden äußersten Flecken des Blattes, kehrte das Kartenpacket um und ließ dabei die Karte sehen, welche ein Aß zu sein schien. Hierauf legte er die Karten wieder nieder und das Wetten begann. Barnes blickte auf diejenige Blätter, welche er in der Hand hatte; es waren vier Könige. Er grübelte darüber nach und endlich brach sich der Gedanke in seinem Kopfe Bahn, daß er das beste Spiel habe. Nur vier Aß konnten ihn überbieten und eines der vier Aß lag unter dem Kartenpacket; er hatte es gesehen, als der Austheilende es unvorsichtiger Weise, wie er wenigstens vermuthete, in die Höhe gehoben hatte. Immer wieder wanderten seine Blicke von seinen vier Königen nach dem Karten-Häufchen; ein Aß lag darunter — jetzt war er seiner Sache endlich gewiß, nun wollte er darauf losgehen und gewinnen."

Das Wetten nahm nun seinen Anfang. Thornton „deckte" den Betrag des Geldes auf dem Tische und „besserte" um hundert Dollars. Barnes sah dies und ging um hundert Dollars mit; nach und nach lagen tausend Dollars auf dem Brette und Mayburn ging vom Spiele ab. Die beiden Männer am anderen Tische zogen sich jetzt mehr in die Nähe der Spielenden. Der Viehhändler hatte seine Brieftasche geleert, indem er bereits vierhundert Dollars hingelegt hatte; er knöpfte nun seine Weste auf und zog ein großes, wohlgefülltes Taschenbuch heraus, welches er auf der Brust getragen hatte. Er war überzeugt, daß es auf diese Weise am sichersten aufgehoben sei und so hielt er es für das Beste, es überall mit sich herumzutragen.

Als Barnes das Buch öffnete, funkelte in Thornton's Augen ein teuflisches Feuer, da er ein dickes Packet Banknoten erblickte, deren jede an einem Ende das verhängnißvolle „C" und am andren die „Hundert" zur Schau trug. Mayburn ließ seinem Spießgesellen allerhand verstohlene, aufmunternde Winke zukommen. Thornton besserte jetzt zunächst um fünfhundert Dollars; Barnes ging abermals mit. Nun gab sich Thornton das Ansehen, als beginne er ängstlich zu werden, er nahm eine zweifelnde Miene an, — meinte, sein Gegner müsse wohl „vier sehr Hohe" haben — aber er wolle sich doch noch nicht verblüffen lassen. Er besserte abermals um fünfhundert Dollars. Trotz seines Rausches begann Barnes nun doch ein wenig besorgt zu werden; er blickte wiederholt auf die Karten in seiner Hand, — sah seine vier Könige an — und richtete dann die Blicke wieder auf das Kartenhäufchen, unter welchem, wie er gewiß wußte, das Coeur-Aß lag. Hierauf deckte er den letzten Satz und legte — seine Hand zitterte ein wenig dabei — eintausend Dollars hin! Jasper Thornton wagte es nicht, ihn noch weiter gehen zu lassen, denn es blieben ihm nur noch zwölfhundert Dollars übrig, — er hatte sich nämlich zu dieser Gelegenheit Geld geborgt — und wußte, daß sein Gegner den nächsten Satz höher stellen würde, als er zu decken vermochte. Er setzte also noch tausend Dollars ein und verlangte dann zu wissen, was sein Gegner in der Hand hatte.

„Laßt Eure Karten sehen," sprach Barnes.

„Ich habe gefragt," entgegnete Thornton hastig, „zeigt, was Ihr in der Hand habt."

Der Viehhändler warf seine Karten offen auf den Tisch — vier Könige und ein Bube. Jasper Thornton legte nun die seinigen daneben — es waren vier Aß! Barnes konnte sich eines tiefen, schmerzlichen Stöhnens nicht erwehren; im nächsten Augenblick ergriff er jedoch das Kartenhäufchen und wendete es um. Er erblickte die Coeur-Drei! Er hatte zweitausendsiebenhundert Dollars verloren!

„Besser Glück auf's nächste Mal," rief Thornton, indem er das Geld zu sich heranzog.

„Ihr werdet's schon wieder zurückgewinnen," tröstete Mayburn.

„Gebt mir ein wenig Brandy", stammelte der arme Betrogene.

Barnes hatte sich in den Kopf gesetzt, sein Geld zurückzugewinnen. — Ach, jener gefährlichste Gedanke, der einem Mann am Spieltische aufsteigen kann! „Wieder zurückgewinnen!" — Ein armer Jüngling verliert einige Dollars und muß sie zurückgewinnen! Ach, er sieht es nicht ein, daß er sich dadurch nur immer größeren Verlusten aussetzt. Wir wagen es, die Behauptung aufzustellen, daß zwei Drittheile Derjenigen, welche sich am Spieltische zu Grunde gerichtet haben, von dem unglücklichen Gedanken getrieben wurden, das, was sie verloren, wiederzugewinnen!

„O", flüsterte ein junger Kassirer, „laßt mich nur erst wiedergewonnen haben, was ich verlor und ich will nie in meinem Leben wieder spielen dm in meinem Leben mehr spielen!" Und so sprechen sie Alle, — Jung und Alt, — diejenigen, welche ihr eigenes Vermögen wagen und Jene welche das Gold auf das Spiel setzen, das sie ihrem Vorgesetzten heimlich genommen haben! — O, junger Mann, hüte Dich vor jener Fallgrube! Wenn Du Dein Glück durchaus versuchen, — durchaus einmal ein Thor sein willst, — so laß es Dir wenigstens mit dem ersten Verluste genügen. Laß Dich dadurch warnen und betrachte es als ein Vorspiel dessen, was Dir bevorsteht, wenn Du den eingeschlagenen Abweg verfolgst. Nie, — niemals laß es Dir einfallen, Deinen ersten Verlust wieder zurückgewinnen zu wollen!

Der arme Barnes ging jedoch blind in sein Verderben. Als die Uhr Eins schlug, war er ein zu Grunde gerichteter Mann! Er hatte zwanzigtausend Dollars verloren! — Der Ertrag von beinahe fünfhundert Stück Vieh! Er war berauscht — und war dennoch nüchtern. Durch ungewöhnlichen Genuß geistiger Getränke war sein Körper matt und schwach geworden, aber der furchtbare Schlag hatte seinen Geist erweckt. Als ihm ein Tausend nach dem anderen abgenommen wurde, hatte er immer noch Eines mehr herausgenommen, um sein Geld zurückzugewinnen; um sich seiner vollkommen zu versichern, hatte man ihn fleißig zum Trinken genöthigt und sein endlicher Ruin war das unvermeidliche Resultat jenes schurkenhaften Treibens gewesen.

Paul Tiverton zog den jungen Goldschläger aus dem Zimmer und stöhnte tief auf, als er sich wieder in der Straße befand.

„Ist dies nicht entsetzlich?" rief er.

„Ja, gewiß," stimmte Henry bei. „Aber still! Da kommen sie ebenfalls."

Während er noch sprach, kamen die drei Männer auf das Trottoir hinaus und wendeten sich nach dem Parke zu; Tiverton und dessen Begleiter entschlossen sich, ihnen auch jetzt nochmals zu folgen. Die Männer schritten schweigend vorwärts, bis sie an das Gasthaus kamen, in welchem sie am Abende zuerst zusammengetroffen waren. Auf den Stufen, die zur Thür hinabführten, verabschiedete sich Mr. Jasper Thornton.

„Laßt nur den Muth nicht sinken," sprach er, während er dem armen Betrogenen die Hand schüttelte. „Ich werde morgen Vormittag zu Euch kommen; Ihr müßt nicht etwa denken, daß ich das ganze Geld zu behalten gedenke; aber es ist sicherer aufgehoben, wenn es die Nacht über in meinen Händen bleibt; ich werde morgen in aller Frühe bei Euch sein. Gute Nacht!"

Bei diesen Worten wandte sich Thornton ab und Mayburn geleitete Barnes in das Gasthaus; ehe jedoch lange Zeit verstrichen war, kam Mayburn wieder heraus und gesellte sich zu seinem Spießgesellen, worauf sich die beiden Schurken zu dem Glückszug gratulirten, der ihnen mit so leichter Mühe gelungen war.

„Ich werde heute Nacht im Astor-Hotel bleiben," sprach Thornton, „und Ihr werdet mich morgen früh dort treffen; es wäre wohl am Besten, Ihr ginget nach unserem alten Fleck und sagtet Mag, ich wäre außer der Stadt."

Mr. Tiverton wußte nun genug; er und Henry gingen zum Maskengarderobier, kleideten sich um und gingen nach Hause.

(Fortsetzung folgt.)

Der Erbe.

Kriminalroman aus dem Russischen.

(Fortsetzung.)

„Ich habe es vermuthet," sagte Subotin, „aber ich hoffe, Ihre Zuneigung zu gewinnen, ich hoffe es sehnsüchtig und will alles daran setzen. Ich danke Ihnen für Ihre Offenheit."

Gerührt blickte Natalia ihn an, noch nie hatte er ihr so gut gefallen.

„Ich habe einen Strich unter die Vergangenheit gethan," sagte sie muthig, „ich danke Ihnen für das, was Sie für die Meinigen thun wollen. Ich achte Sie, das soll der Grundstein jeder Ehe sein."

Bei diesen Worten fuhr der Graf zusammen, eine düstere Flamme lohte in seinen Augen auf, und er preßte den blonden Kopf seiner Braut an sich, sie durfte ihn nicht ansehen. — —

Die Verlobungskarten wurden herumgeschickt, das frohe Ereigniß erregte die Freude der Nachbarn. Man kam nach Kraßlo und gratulirte, Visiten und Einladungen folgten einander. Nur die Fürstin Xenia Dolgoljubow war zurückhaltend. Als Tante Alexander Subotins war sie in das Vertrauen des Leutnants eingeweiht, und der Schmerz des Neffen ging ihr nahe. Nach den Manövern hatte der junge Dragoneroffizier versprochen, seinen Urlaub in Retowischki zuzubringen.

Eines Abends kehrte Nicolaj Petrowitsch von seinem zweiten Gute Ostrakino heim. Er war mehrere Tage in Geschäften abwesend gewesen und voller Sehnsucht, Natalia wiederzusehen.

„Ich fahre heute nach Kraßlo," dachte er.

Es sollte indessen nicht dazu kommen.

Subotin fand in Antonowka die Post vor, sie war eben angekommen.

Michail hatte bereits vorher den Inhalt der Ledertasche scharf gemustert.

„Lauter Geschäftsbriefe," sagte er, „Zeitungen hält der Graf nicht mehr seit dem Mai. Ah! Hier ist noch ein Privatschreiben, es kommt aus Petersburg, wie der Poststempel sagt. Hm! Von wem kann wohl dieser Brief sein?"

Er wandte das längliche Kuvert neugierig um, es trug ein schwarzes Monogramm und eine Krone.

„Ich muß wissen, wer dem Herrn schreibt, vielleicht erfahre ich etwas, das mir nützen kann," fuhr der Diener in seinem Selbstgespräche fort. Er öffnete mit erstaunlicher Geschicklichkeit den Umschlag und las:

„Mein lieber, alter Freund, ich bin von meiner Reise um die Welt zurückgekehrt und seit einigen Wochen in Petersburg. Da ich in Moskau Geschäfte habe, möchte ich Dich gern wiedersehen und Dich in Antonowka besuchen. Bitte schreibe mir, ob ich Dir gelegen komme. Ich würde mich sehr freuen, Dich, den ich seit unserer gemeinsamen Schülerzeit kenne, in Deinem eigenen Hause zu begrüßen. Wir haben ja so viele Erinnerungen, die wir auffrischen wollen.

Deine Antwort erwartend, verbleibe ich Dein Dir ergebener Jugendfreund

Sergei Antonowitsch Blokowin."

Petersburg Nadeschdinskaja 130.

Michael hatte kaum Zeit gehabt, das Kuvert wieder zu verschließen, als er Subotin durch die Kastanien-Allee, die zum Schlosse führte, kommen sah. Schnell schob der Spion den Brief unter die anderen Postsachen, dann eilte er dem Grafen entgegen.

Als Nicolaj Petrowitsch den Brief sah, verfärbte er sich, was Michail schadenfroh bemerkte, denn er war seinem Herrn unter irgend einem Vorwande in das Schreibzimmer gefolgt. Zum Abendessen genoß Subotin fast nichts, er trank wieder eine Flasche Madeira und ließ sich eine zweite in sein Kabinet bringen. Durch das Schlüsselloch beobachtete der frühere Geheimpolizist ihn. Er sah, wie der Graf das Versteck und den geheimnißvollen Koffer öffnete, wie er ihm einen Brief entnahm und ihn aufmerksam studirte. Dann fing er an zu schreiben. Er zerriß mehrere Bogen, die er verbrannte. Offenbar unzufrieden, schüttelte Nicolaj Petrowitsch den Kopf. Zuletzt schloß er ein Blatt in einen Umschlag und adressirte, dann verschloß er den Brief im Schreibtisch.

Leise schlich sich Michail davon.

Nach einiger Zeit klingelte Subotin nach dem Diener. Mit einem schnellen Blick sah Michail, daß die Flasche geleert, und der Graf berauscht war.

„Ich — ich will schlafen," lallte er, „weiß Gott, ich bin todtmüde geworden."

Er gähnte laut. Seine Augen fielen zu, und er sank schwer auf sein Bett.

„Ziehe mir die Stiefel aus," herrschte Subotin Michail an, „Iwan — soll morgen — morgen um 11 Uhr vorfahren, ich — ich will zu meiner — meiner Braut nach, nach —" er vollendete nicht und schlief ein.

Mit lauernden Blicken beobachtete Michail seinen Herrn. Auf dem Nachttischchen lagen die Schlüssel zum Koffer, nach denen das glühende Verlangen des Spürhundes seit Wochen ging. Schon zuckte es in den Fingern des Dieners, da schlug Subotin noch einmal die Augen auf, er schien sich auf etwas zu besinnen und tastete mit der Hand auf der Marmorplatte umher. Er nahm die beiden Schlüssel und legte sie unter sein Kopfkissen, dann erst schlief er fest ein. Leise schlich Michail in das Nebenzimmer hinaus. Er war entschlossen, heute das Wagniß zu unternehmen, er mußte sich in den Besitz der Schlüssel bringen, um den Wachsabdruck zu erhalten. Mit gespannter Aufmerksamkeit lauschte der Fuchs auf die Athemzüge des Grafen. Mit mattem Schimmer brannte das Oellämpchen vor dem Heiligenbilde in der Ecke, dem heiligen Nikolaus, der Subotins Schutzpatron war.

Michail entledigte sich seiner Stiefel. Wie eine Katze schlich er näher und näher. Er kauerte auf dem Boden hinter dem Kopfende des hohen Nußholzbettes und horchte.

„Ja, er schläft fest, ich kann es wagen."

„Verdammt, er liegt gerade auf der Seite, wo die Schlüssel sind," fuhr Michail ärgerlich fort, „nun ich werde warten."

Subotin schien böse Träume zu haben, er stöhnte im Schlaf, und einmal schrie er laut auf:

„Die Brücke, — die Brücke!"

Dann ward es still, die Geister des Weines umkreisten den Trunkenen, die Athemzüge wurden regelmäßiger, er schlief fest. Mit weit vorgestrecktem Halse lugte Michail hervor. „Jetzt, er hat seine Lage gewechselt," sagte sich der Spion. Er kroch dicht an das Bett heran, behutsam streckte er die Hand aus und schob sie unter die Kissen.

Subotin machte eine Bewegung.

„Ich bin verloren, wenn er erwacht," dachte Michail.

Er fühlte, wie eine Gänsehaut über seinen Körper lief. Regungslos verharrte er in der unbequemen Stellung, der Arm starb ihm ab, in den Fingerspitzen prickelte es wie von hundert Ameisen. Nach einer halben Stunde kehrte sich der Schlafende zur Wand. Die Hand Michails suchte nach den Schlüsseln.

Sie waren nicht unter dem Kopfkissen.

Auf der seidenen Decke lag die Linke des Grafen.

Fast hätte der Diener laut aufgejubelt. In den festgeschlossenen Fingern war das, was er suchte, waren die Kofferschlüssel. Mit unendlicher Geduld, unter lautem Herzklopfen begann Michail die Finger seines Gebieters zu lösen. Sobald Subotin sich bewegte, hielt der Diener inne, um nach einiger Zeit wieder an sein Werk zu gehen.

Endlich hatte er erreicht, was er wollte; was ihm noch zu thun übrig blieb, war leicht. Wieder lauerte Michail am Kopfende des Bettes, er zog Wachs aus der Tasche und machte einen genauen Abdruck der Schlüssel, den er sorglich in einem Kästchen verwahrte. Nun legte er die Schlüssel auf die Bettdecke.

„Er wird morgen denken, daß sie seiner Hand entglitten sind," dachte der Diener.

Im Begriff, das Zimmer zu verlassen, stieß er unvorsichtiger Weise an einen Stuhl. Sofort erwachte Subotin, hob den Kopf und rief:

„Wer ist da?"

Unbeweglich stand Michail im Schatten der offenen Thür, die in das Schreibzimmer führte. Aber der Wein war doch zu stark gewesen, er übermannte den Grafen, schwer sank sein Haupt in die Kissen, und er schlief weiter. Nun schlich sich der Spion hinaus, nun schloß er sachte, sachte die Thür und eilte davon.

Am anderen Tage fuhr Nicolaj Petrowitsch zu seiner Braut, er selbst besorgte den Brief an Blokowin auf der Post.

(Fortsetzung folgt.)

Grundeigenthums-Uebertragungen

Cincinnati, 7. März.

H. M. Rulison an Mary A. Schuch, Lots 27, 28 und 28a in H. M. Rulison's Overlook Unterabtheilung; $1.

Emma Maddux u. A. an Clemens F. Weitzel, 12 Acker Land in Vermessung 1674 in Anderson Township; $1000.

The Oatley Park Co. an H. J. Lehman, Lot 244 in Unterabtheilung „A" von Oatley Park; $1.

H. L. Lehman an W. C. Harper, dasselbe Eigenthum; $1.

Dominit Mastropaolo an Charles Leppert, 40 bei 129 Fuß an der Ostseite der Leonard Avenue in St. Bernard; $1.

Samuel Becker an Max Becker u. A., 25 bei 105 Fuß an der Südseite der 8. Straße; $1.

Wallace Holzman an Sidney Pritz, 25 bei 97 Fuß an der Südseite der Clinton Straße, zwischen Central Avenue und John Straße; $1.

Edward P. Jennewein an Minnie K. Jennewein, 40 bei 136 Fuß an der Westseite der Faber Avenue; $1.

Dudley C. Outcalt an Sue Murphy, die östlichen 40 Fuß von Lot No. 117 von Leslie & Did's Unterabtheilung; $1.

George G. Bambach an Lucy Ahouse, Lots No. 102 und 103 von J. N. Russell's Unterabtheilung von Linwood; $1.

Morgan Wamsley an Aaron Simonson, 11 Acker Land in Section No. 16, Whitewater Township; ferner 1 Acker in Section 15 desselben Townships; ferner 19.73 Acker in Sektion 15 desselben Townships; $6000.

James Doherty u. A. an Ford Motor Co., 35 bei 191.94 Fuß an der Südseite der Omaha Straße; $1.

Elsie Moß u. A. an Clara Sommerfield, 2½ Fuß an der Westseite der Mitchell Avenue, 230 Fuß von Clinton Springs Avenue; $1.

Jennie Prues an Mary Luther, 50 bei 175 Fuß an der Südseite der Langdon Avenue; $1.

Marion B. Laws an Clara S. Glen, 88 bei 150 Fuß an der Südost-Ecke der Dakota Avenue und Valley Road; $1.

Clara S. Glen an James Burton Doan, dasselbe Eigenthum; $1.

Edward S. Lockstone an Sabina E. Hudson, 35 bei 80 Fuß, mehr oder weniger, an der Ostseite der Tusculum Avenue, 50 Fuß südlich von Columbia Avenue; $1.

Clara Utrecht an Harry Dickman u. A., 50 bei 140 Fuß an der Westseite der Woodlawn Avenue; $1.

Harry Dickman u. A. an Morris C. Ulren, 32.50 bei 215 Fuß an der Westseite von Ferdinand Place, 373.50 Fuß nördlich von Paxton Road; $1.

Xarria A. Harrison an Marion H. Field, ungefähr 2 Acker Land an der Südseite der Grandin Road in Sektion 32 in Spencer Township; $1.

Grundeigenthums-Hypotheken.

Neue Hypotheken.

Louise E. Fagan an Southern Ohio L. u. T. Co., $1500.

Margaret McGehean an J. H. Hugle, $100.

Max Becker an Cincinnati Workingmens Club B. u. L. Co., $4500.

Bertha S. Benson an Eagle S. u. L. A., $2500.

Clara Sommerfield an Peoples B. u. S. Co., $13,000.

John M. Printy an E. M. Hughes, $50.

Augusta Hoffmeister an Gest Str. No. 2 L. u. B. Co. $500.

Sabina E. Hudson an Delta L. A. Co., $2000.

Clara Sickinger an Pan Handle B. u. L. Co., $2000.

Morris C. Ulery an Harry Dickman u. A., $1305.

Isaac W. McMahon an James G. Copper $8500.

Isaac W. McMahon an James G. Cooper. $3211.

Getilgte Hypotheken.

Mary J. Dowdell an Selma Cordes, $1000.

Peter Rosenzweig an Northwestern B. u. L. Co., $2000.

Wm. T. Earhart an Gaar, Scott & Co., $4388.

Abraham Schor an Lisbeth Woellerman, $250.

Clara Sickinger an Pan Handle B. u. L. Co., $1500.

Augustus Hoffmeister an Gest Str. No. 2 L. u. B. Co., $500.

Lottie F. Acher an Enterprise B. u. L. A. Co. $2000.

Das berühmte Hausmittel

Durand's Schweizer Kräuter-Thee hat sich seit 35 Jahren als ein beliebtes und wirksames Hausmittel bewährt. Vorzüglich gegen Verstopfung, Erkältung, Kopfweh, Magen-, Leber, und Nierenleiden, Rheumatismus, sowie zum Reinigen des Blutes. Bestehen Sie auf Durand's. Bei allen Apothekern in 25c Packeten. Fragen Sie nach

Durand's Schweizer Kräuter-Thee

The Durand Medicine Co., 1542 Elm St., Cincinnati, O.

Der neueste London-Typ.

London, Mitte Febr.

Als ich meine Zigarre anzündete, fuhr vor dem Tabakladen in Piccadilly ein riesiges Automobil vor, dem ein ganz dünnes, junges Herrchen entstieg. Es trug einen Zylinderhut, der mindestens zwei Nummern zu groß war und ihm fast bis auf die Ohren herabsank. Der Morning Coat (wie man hier den Cutaway nennt) war lächerlich kurz geschnitten. Das Muster der darunter befindlichen Weste erinnerte an eine altmodische Tapete und wäre an einem korpulenteren Manne geschmacklos gewesen; an dem dünnen jungen Herrchen störte sie nicht. Die diskret gestreiften Hosen fielen tadellos über gelbe Gamaschen und lacklederne Schuhe herab, die wiederum wie der Hut einige Nummern zu groß schienen.

Der junge Herr brauchte kein Wort zu sagen, der Verkäufer kannte seine Marke und reichte ihm eine Kiste, die riesig große, fette Zigarren enthielt — eine halbe Krone (60 Cents) das Stück. Jetzt öffnete der Kunde zum erstenmal den Mund — um die Zigarre hineinzustecken, und als er sie entzündet hatte, verließ er schweigend, wie er gekommen war, das Lokal.

„What a nut" (wörtlich: „Welch eine Nuß!") rief der Verkäufer in heller Bewunderung, die aber sogleich durch das Wiedererscheinen des jungen Herrn unterbrochen wurde.

„Miß Evelyn wünscht 500 Queen-Zigaretten", sagte er mit müder, kaum hörbarer Stimme, die auffällig mit dem doch frischen Gesicht, dem die Landluft nicht fremd sein konnte, in Widerspruch stand. Er hatte die erst eben entzündete theure Zigarre achtlos auf einen Aschenbecher gelegt, wo er sie zurückließ, als er gleich darauf das Lokal wieder verließ, ohne ein Wort weiter verloren zu haben.

„What a nut!" wiederholte der Verkäufer noch einmal voller Bewunderung, und ich erfuhr, ohne eine Frage gethan zu haben, daß der junge Herr der Sohn eines der reichsten Spinnereibesitzer Englands und eben in ein vornehmes Reiteregiment eingetreten war.

Plötzlich aber versiegte der Redestrom des Verkäufers. Sein Blick war auf den dem Ladentische gegenüber befindlichen Spiegel gefallen, aus dem ihn das eigene Bild anblickte. Die sonst nicht üblen, aber nichtssagenden Züge schienen ihm nicht zu gefallen — es geht eine Wandlung mit ihnen vor und — richtig, fast ist es ihm gelungen, den langweiligen Ausdruck auf dem Gesicht der „Nut" nachzuahmen.

„Na, wenn Sie so fortfahren," erlaubte ich mir, diese Studien zu stören, „können Sie es gar noch bis zur Kokosnuß bringen."

„Meinen Sie wirklich?" kam die Antwort in dem seltsamen Tone der echten „Nut", in dem sich Langweile mit Duldsamkeit mischt.

Es wird schon schwer halten, dem deutschen Leser begreiflich zu machen, was eine „Nut" ist, und ganz unmöglich, warum man gerade dieses Wort gewählt hat, um damit den neuesten Typ einer gewissen englischen Menschengattung zu bezeichnen; sind sich doch die Gelehrten des Piccadilly selbst nicht einig darüber. Das deutsche Wort „Stutzer" und das Wienerische „Gigerl" decken sich wohl mit dem englischen „Dandy", dem Vorgänger der „Nut", reichen aber an dieses modernste Produkt des Gesellschaftslebens selbst nicht heran.

Um eine echte „Nut" zu sein, ist es unerläßlich, sich von einer Dame vom Theater ausbeuten zu lassen. Meist wird das von den „reizenden kleinen Dingerchen" besorgt, die trotz ihres Mangels an Talent stets in den ersten Reihen des Chors in den Operetten und Revuen die Beinchen zeigen. Sie sollten deshalb eigentlich „Nutcrackers" (Nußknacker) heißen.

Sie theilen die „Nuts" in vier Klassen ein: goldene, vergoldete, echte und taube. Die goldenen sind natürlich die begehrtesten, und der Nußknacker in seinem dunklen Drange ist sich des rechten Weges zu ihnen wohl bewußt. Es kann einer einen reichen Vater haben und wird doch nicht als echte goldene „Nut" anerkannt, denn die echte glodene „Nut" gedeiht nur in den Treibhäusern jener englischen Familien, denen es schon Generationen lang sehr gut gegangen ist. In ihnen drückt sich die Müdigkeit und Langweil eines Geschlechtes aus, dem nichts mehr neu ist.

Aber man darf nicht glauben, daß sie deshalb auch dämlich sein müssen. Oft, wenn unvermuthet eine Aufgabe an sie herantritt, die sie der Mühe für werth halten, legen sie plötzlich eine Energie und ein Interesse an den Tag, die wirklich staunenswerth sind. Auch giebt es manchmal einen Alcibiades unter ihnen, der sich und seine Absurditäten selbst verspottet.

Neulich machte eine solche „Nut" eine Wette, daß er drei Bälle an einem Abend besuchen werde und die ganze Konversation mit dem einzigen Worte „quite" (etwa mit „richtig" oder „sehr richtig" zu übersetzen) machen werde. Er brauchte das Wort natürlich mit allerlei möglichen Betonungen, begleitete es mit Lächeln und Gebärden, und wo es bloß auf den Wechsel gleichgültiger Redensarten ankam, fand man das gar nicht auffällig; denn eine der die „Nut" auszeichnenden Eigenschaften ist sein geringer Wortschatz. Wenn die Unterhaltung mehr Anforderungen stellte, half sich unser moderner Alcibiades mit einigen „Aehs" und „Ohs" und ließ das Wort „quite" drei-, vier-, fünfmal hintereinander folgen, dem Grade von Staunen, Verwunderung oder Beistimmung angepaßt, den man von ihm erwartete.

„Welch eine Nuß," sagt manche Dame, mancher alte Herr und schüttelte den Kopf.

„What a nut!" riefen die anderen „Nuts" mit so viel Bewunderung, wie eine „Nut" an den Tag legen darf.

Niemand hat gemerkt, daß es sich hier um eine Wette handelte. Von jenem Tage an aber ist das Wort „quite" auf den Lippen aller „Nuts", wenn's eben angeht.

Die echte goldene Nuß ist nicht immer auch ein „Stutzer", aber sobald eine Mode von aller übrigen Welt anerkannt ist, wendet sich die „real nut" von ihr ab. So haben sie jetzt den Klapphut boykottirt und tragen nur steife, seidene Hüte, wenn sie ins Theater oder zum Diner gehen.

Dem „Nußknacker" gegenüber ist die echte goldene Nuß gewöhnlich überaus duldsam und fast hilflos. Sie verfügt über sein Geld, seine Zeit und sein Automobil. Es ist nicht ganz ohne Bedeutung, daß der Nußknacker männlich und die Nuß weiblich ist. Oft, wenn wirklich ein guter Kern vorhanden ist, gelingt es dem Nußknacker wohl auch, einen Mann aus der „Nut" zu machen.

Unter einer „vergoldeten Nuß" verstehen die Nußknacker einen jungen Mann, der bloß durch einen Glücksfall zu Mitteln gekommen ist und nur so lange die Rolle spielen kann, als das Geld eben reicht. Die vergoldete Nuß taucht meist nach einigen Monaten in einem Regiment in Indien oder Afrika oder auch wohl in der City unter und hinterläßt nicht immer ein gutes Andenken.

Sehr schnell merkt „der Nußknacker", wenn er aus Versehen an eine taube Nuß gerathen ist, an einen jungen Menschen, der weder das Geld der goldenen noch die Gewandtheit der vergoldeten noch die „natürliche Unnatürlichkeit" der echten Nut hat, sondern eine schlechte Nachahmung oft aller drei Arten ist.

Das weibliche Gegenstück zur „Nut" wird „Noisette" genannt, genau wie die zarten kleinen Lammfilets. Ist schon das Wesen der „Nuts" nicht leicht zu erklären, an die „Noisettes" traue ich mich erst gar nicht heran. Aber ich habe mir sagen lassen, daß die meisten Männer die „Nußknacker" den „Noisettes" vorziehen.

Joseph Herrings.

Ein merkwürdiges Testament.

Ein Amsterdamer Blatt erinnert, da die Erhöhung der Erbschaftssteuer im Augenblick in Holland wieder eine heikle Frage bildet, an ein am Anfang des 18. Jahrhunderts vollstrecktes Testament, worin unter andern merkwürdigen Bestimmungen auch eine Nationalspende vorkam, wie sie in der Vergangenheit vielleicht als einziges Beispiel dastehen dürfte. Wie man weiß, fanden die von der portugiesischen und zum Theil auch der spanischen Inquisition verfolgten Juden in Holland eine sichere Zufluchtsstätte. Viele brachten ihren Reichthum mit, und da sie sich alle in portugiesischen Häfen einschifften, also aus Portugal kamen, wurden sie in Holland im Gegensatz zu den meistens armen aus Deutschland eingewanderten „hochdeutschen" Juden kurzweg „portugiesische" Juden genannt. (Ausführliches über die Vertreibungen der Juden aus Spanien und Portugal enthält Leas große Geschichte der spanischen Inquisition Deutsche Ausgabe, Leipzig 1912.) Die reichste Familie unter den letztern war wohl die de Pintos, und das von einem ihrer Nachkommen, der am Anfang des 18. Jahrhunderts in Amsterdam gestorben ist, hinterlassene Testament, das hundert Jahre später noch einmal gedruckt wurde und den Umfang einer ansehnlichen Schrift hatte, ist von jeher ein Gegenstand regen Interesses gewesen. Die geflüchteten Juden erfreuten sich des besondern Schutzes des Hauses Oranien, der Leibarzt des Prinzen Doriz war ein Jude, und wenn es nach dem Willen des Statthalters gegangen wäre, dann wäre dieser Professor an der Universität Leiden geworden. Dafür zeichneten sich auch die Juden durch treue Anhänglichkeit an das Haus Oranien aus, in der sie auch nicht lonkend geworden sind, als die städtischen Oligarchen und dann der durch den Rausch der französischen Revolution betörte Pöbel grimmige Feinde der Nachkommen Wilhelms des Schweigers geworden waren. Dieser de Pinto war es, der dem Statthalter Wilhelm, dem spätern König von England, zu seinem gewagten Unternehmen gegen seinen Schwiegervater, Jakob 2., die Summe von 10 Millionen Gulden mit dem Bemerken vorstreckte, daß, wenn das Unternehmen gelinge, er sie von Seiner Hoheit wohl zurückerhalte; wenn nicht, daß er dann auch nicht arm sein werde. Den „Herren Staaten" von Holland hinterließ er außer einer Summe von 500,000 Gulden „für das gemeine Land" noch als zinsfreie Anleihe 1500,000 Gulden „um den Krieg (gegen Ludwig 14. kräftig führen zu können": sollte aber in den nächsten zehn Jahren kein Feldzug stattfinden, dann müsse der Betrag verzinst werden. Daniel de Pinto wurde in Amsterdam nur „de rijke Jood" genannt, bei dem sogenannten Aanspreker-soproer im Jahr 1696 — angeordneten Beschränkungen des bei Begräbnissen entfalteten Luxus — wurde sein Haus in der St. Anthoniebreestraat, der heutigen Joodenbreestraat, vom Pöbel geplündert, ehe die Bürgerwehr einschreiten konnte. Aber sein Testament bewies, daß er ein edles Herz auch gegen seine Feinde hatte, denn jede der christlichen Kirchen bekam 10,000 Gulden, jedes christliche Waisenhaus in Amsterdam und im Haag 25,000, jedes Kind, das bei seinem Tode in den Waisenhäusern der genannten zwei Städte sich befand, 10,000 beim Verlassen der Anstalt. Außerdem mußten für eine bestimmte Zeit jedes Jahr 40 Schiffsladungen Torf an die Armen vertheilt werden. Nach dem Bisherigen kann man sich denken, in welcher Weise seine Glaubensgenossen bedacht wurden: Das portugiesische Waisenhaus 75,000, der portugiesische Tempel 1,500,000 und „die Restanten für die sogenannte jüdische Stadt Jerusalem" 1 Mill. Gulden. Daneben sollte jeder der 16 Träger seiner Leiche 1000 Dukaten, alle zusammen 84,000, und jeder seiner Dienstboten 10,000, zusammen 70,000 Gulden, bekommen. Das waren nur Vermächtnisse, und man kann aus ihrem Betrag sich einigermaßen einen Begriff von dem machen, was er seiner Familie hinterlassen haben muß. Seine Witwe erhielt 3 Mill. Gulden und seinen gesammten Häuserbesitz in Amsterdam; sein Neffe Arias erbte 3,100,000 Gulden, aber unter der Bedingung, eine seiner Nichten zu heirathen. Wenn man den Geldwerth jener Zeit berücksichtigt und ihn mit dem heutigen vergleicht, so muß der Reichthum dieser Familie fabelhaft gewesen sein, was wohl auch daraus hervorgeht, daß trotz der Zersplitterung des Vermögens in den folgenden Menschenaltern diese de Pintos bis an die Mitte des vorigen Jahrhunderts nur von ihren Renten gelebt haben sollen.

Die Hauptsache.

Tochter: „Mama, Dr. Hansen ist ganz entschieden in mich verliebt."

Mutter: „Hoffentlich „anhaltend"!"

Im Examen.

Professor: „Herr Kandidat, was ist das Höchstmaß der Strafe für Bigamie?"

Kandidat: „Zwei Schwiegermütter!"